



Schweiz

Novartis Campus, Enklave und Agora Gedanken aus der Erfahrung eines Architekten

Der verschwundene Städtebau

„Memento audere semper“ ist nicht nur ein von uns weit entferntes Sprichwort von Gabriele d’Annunzio. Es ist auch ein Treiber, der besonders in der Architektur des 20. Jahrhunderts, immer mehr an unkontrollierter Bedeutung gewonnen hat. Es ist zu vermuten, dass selbst der Autor dieser Weisheit nicht den ungezügelter Ikonen-Wettbewerb im Kopf hatten. Und man könnte auch nicht behaupten, dass die Väter der Moderne demgegenüber unsensibel gewesen seien, hat uns doch zumindest Adolf Loos vor den Konsequenzen der entzügelten Erneuerung in Acht genommen: „Fürchte nicht, unmodern gescholten zu werden. Veränderungen der alten Bauweise sind nur dann erlaubt, wenn sie eine Verbesserung bedeuten, sonst aber bleibe beim Alten. Denn die Wahrheit, und sei sie hunderte von Jahren alt, hat mit uns mehr Zusammenhang als die Lüge, die neben uns schreitet“ schrieb er uns schon im Jahre 1910. Dabei warnt er uns vor dem sinn- und nutzlosen Neuen.

Die Vorstellung, dass ein symbolträchtiges Gebäude eine ganze Stadt verändern kann, oder mit den Worten Hans Kollhoff’s, wie im Falle Frank

Gehry’s Guggenheim Museum, ganze Städte zurück auf die Landkarte bringen kann, mag seinen Reiz haben. Die Scharfsinn erfordernde Betrachtung des umgekehrten Phänomens, nämlich dass die Veränderung der Stadt einen Ort ausmachen kann, war allerdings über Jahrhunderte hinweg die Basis für einen gesamtheitlichen und zusammenhängenden Städtebau. Viele entsprechend kreierte Orte haben heute noch einen unschätzbaren Wert. Nicht, oder vor allem nicht nur, einen monetären. Paris, New York oder Barcelona sind dabei nur die augenfälligsten in der Reihe.

Oft als Mekka der Ikonen-Architektur gehandelt, bietet der Novartis Campus in Bezug auf den allumfassenden Städtebau, und auf die Erkenntnisse, die man daraus erfahren kann, einiges an Anschauungsmaterial. Die typische Stadtentwicklung, nach der im 19. Jahrhundert vielerorts Stadtmauern in Boulevards umfunktioniert wurden, erfuhr in Basel’s Industriequartier St. Johann eine abweichende Entwicklung. Was in anderen Städten zu prächtigen Alleen führte, endete hier bei Eisenbahnringen und Autobahnverbindungen. Glücklicherweise war dies nur eine provisorische Entwicklung, die allerdings bis zur Jahrhundertwende vom



Abb. 47:
Mähly Plan Stadt Basel 1845



Abb. 48:
Ausschnitt Situationsplan der Stadt Basel, aufgenommen in den Jahren
1857, 1858, 1859

19. ins 20. Jahrhundert eine Hemmung der Stadtentwicklung darstellte. Die Aufhebung der Eisenbahnlinien und die Versenkung der Autobahn in den Boden ließen der Stadtentwicklung dann zwar verspätet, aber dennoch freien Lauf. Diese eher schleichende und nur für langfristig denkende Köpfe erfahrbare Entwicklung war es dann auch, welche ohne wirkliches Zutun der Industrie aus dem Peripheriestandort St. Johann ein Stück Stadt werden ließ. Dies, noch lange bevor über einen Novartis Campus des Wissens nachgedacht wurde.

Basierend auf dieser Stadt-Entwicklung schlägt Vittorio Magnago Lampugnani für den Novartis Campus folgerichtig eine Weiterentwicklung derselben Stadt vor. Er denkt aber nicht nur in städtebaulichen Begriffen. Die Stadt steht auch als Beispiel für den höchst entwickelten Ort des Wissens Pate. Und so werden mit dem städtebaulichen Plan auch eine Reihe fundamentaler, die heute erlebbare Physiognomie des Campus determinierenden Strategien mitgeliefert. Große, anonyme Industriebauten weichen gut dosierten, städtischen Häusern. Zugschneisen weichen menschlichen Außenräumen. Die für den Standort zwar fundamentale,

aber vom Campus aus überhaupt nicht erlebbare Präsenz des Rheins wird wieder ins Leben gerufen. Außenräume sind nicht nur Verkehrsachsen, sondern Arbeitsräume und siloartige Gebäude weichen offenen, mit Dienstleistungen besetzten Stadthäusern. Und zuletzt werden mit dem Projekt auch fünf Hauptdisziplinen und deren Vertreter definiert, welche die strategische Planung des Campus leiten.

Was hier nach einer selbstverständlichen Weiterentwicklung von Architekturtypen aussieht, ist vor dem Hintergrund einer sich immer mehr von der Vernunft entfernenden Architektur, eine Ausnahmeerscheinung. Jahrhundertlang widmeten sich Stadtbaumeister und Städtebauer dem Thema der Stadt als ganzheitliches Phänomen. Diese Denkweise scheint heute nicht nur zu einer schönen, schon fast melancholischen, Erinnerung verkommen zu sein. Nein, setzt man bei der Planung auf Ganzheitlichkeit, riskiert man zum Idealisten oder gar zum „Verhinderer“ taxiert zu werden. Stattdessen werden gerne die von Verkehrsplanern, Real Estate Spezialisten oder Finanz-Experten dargelegten Städtebau-Kriterien für „funktional“ betrachtet und gelobt. Stadtbaumeister riskieren zu deren Handlangern zu werden. Vor diesem Hintergrund des Patch-Work-Indivi-



Abb. 49:
Übersichtsplan und Zoom der Stadt Basel 1898

dualismus muss die Disziplin des Städtebaus wieder zu einer verbindenden, selbständigen Disziplin emporgehoben werden. Verkehr, Real Estate und Ökonomie sind absolut legitime Disziplinen, sie sind und sollen aber Disziplinen bleiben; Mittel zu einem Zweck der über sie selbst hinausgeht. Städtebau zu betreiben heißt auch oder vor allem über Strategien des Städtebaus nachzudenken. Städtebauer müssen sich wieder der Disziplin annehmen. Bauherren müssen Ihnen nicht nur Glaube und Aufträge geben, sondern, glauben sie an die Kraft und Kontinuität der Stadt, auch über längere Prozesse hinweg in Ihren Projekten und Prozessen involvieren. Ein Stadtplan ist nicht nur eine Ansammlung von Geometrien, welche einem Ausführenden übergeben werden kann. Er ist ein sich verändernder Plan, der nicht den momentanen Strömungen geopfert werden darf. Er ist und muss beweglich sein und auf Bedürfnisse reagieren. Diese Veränderungen müssen aber begleitet werden und nach bestimmten Kriterien erfolgen. Kontinuität der Stadt heißt auch Kontinuität in der Arbeit und deren Wissenstransfer über Generationen hinweg. Nur so kann vor dem Hintergrund der immer mehr in Einzelteile verfallende Städte der Charakter und die Physiognomie der Stadt zurückerobert werden.

Die Hoffnung auf mehr Humanismus

Weitreichende Katastrophen wie die „Nuklearkatastrophe“ von Tschernobyl im Jahre 1986 oder die „Terrorattacken“ von New York im Jahre 2001 prägen nicht nur die Bilder der betroffenen Städte, sondern auch diejenigen aller anderen. Besonders betroffen sind davon verantwortungstragende Institutionen und Konzerne, welche sich unter der Schirmherrschaft der Sicherheit immer mehr genötigt sehen, hinter Mauern verschanzen zu müssen. Auch das Industriequartier St. Johann blieb von großen Ereignissen nicht verschont. So unterstand es als Konsequenz verschiedener Ereignisse von Anfang an der Störfallverordnung. Diese alleine besagt zwar per se noch nicht, dass ein gesamtes Industriequartier mit einem Zaun gefasst werden muss. Dafür gibt es genügend Beispiele von zaunlosen Industriequartieren. Nimmt man sich allerdings die Stadt mit deren feinen und menschengetreue Körnung zum Vorbild, ist ein zaunloses Areal nicht mehr denkbar, will man die freie Bewegung und den Kontakt unter den Mitarbeitern nicht opfern oder auf Gebäude zurückgreifen, die monotonen, anonymen, schlecht belichteten und industrieähnlichen Megastrukturen gleichen. Dieses Prinzip wollte man auf dem Novartis



Abb. 50:
Zoom und Übersichtsplan der Stadt Basel, 1930

Campus nicht verfolgen.

So entstand mit dem Novartis Campus ein zwar von der Öffentlichkeit abgeschirmter, aber auf mehreren Ebenen sehr öffentlicher Ort. Dies ist schon dadurch belegt, dass die im 2002 ursprünglich 4'000 Mitarbeitenden am Standort bis dato auf nahezu 10'000 gestiegen sind und jährlich über 100'000 Gäste und Kunden den Campus nutzen. Und obwohl der Ort damit öffentlicher als viele zugängliche Orte ist, sieht er sich gezwungen, durch einen Zaun repräsentiert zu werden. So stellt sich die Frage nach neuen Wegen der Öffentlichkeit, denn der gleichzeitige Schrei nach Offenheit und Transparenz bleibt ein konstantes Bedürfnis von Institutionen, Konzernen und Gesellschaft.

Innerhalb des Campus ist der Grad an Öffentlichkeit wo nur möglich sehr hoch gehalten. Die einzelnen Bauten sind für jedermann, der Zugang zum Campus hat, auch hindernisfrei zugänglich. Unterstützt ist die offene Nutzung aller Erdgeschosse vor allem dadurch, dass alle notwendigen Dienstleistungen in den Erdgeschossen angeordnet sind. Diese sind für

einen Industriestandort relativ klein dimensionierte Restaurants, welche das bis vor wenigen Jahren existierende, siloartige Kantinegebäude ersetzen, wodurch nicht nur Intimität, sondern auch Variabilität entsteht. Damit wird nicht nur dem steigenden Bedürfnis nach unterschiedlichen Angeboten, sondern den auch über 100 m auf dem Campus vorhandenen Nationalitäten Rechnung getragen. Darüber hinaus befinden sich in den Erdgeschossen alle für eine bessere Arbeitsumgebung notwendigen Dienstleistungen wie Besucherzentrum, Fitnesszentrum, Post, Bank. Die Obergeschosse sind Badge-gesicherte Zonen, wobei zu sagen ist, dass alle Mitarbeiter Zugang zu allen Arbeitsplätzen haben, wenige Ausnahmen ausgenommen.

Das wesentliche Bauelement für die Wahrnehmung von Öffentlichkeit aus der Stadtsicht ist aber das Element des Sicherheitsabschlusses, herkömmlich als Zaun bezeichnet. Obwohl ein Zaun eine physische Abtrennung bleibt, gibt das Projekt doch verschiedenes an Beispielhaftem her, wie mit einem Zaun auf attraktive Weise umgegangen werden kann. Dem Prinzip der technokratischen Übersetzung eines Zaunes in ein techni-



Abb. 51:
(links) Wonderwall, Novartis
Campus, Alan Fletcher, 2004



Abb. 52:
(links mitte) Wonderwall, Novartis
Campus, Alan Fletcher, 2004

Abb. 53:
(rechts beide) Neue Rheinuferpromenade St.Johann
Basel, Guido Hager Landschaftsarchitekt

ches Element wurde an verschiedenen Orten ein spielerischer, zum Teil kindlicher, aber auf jeden Fall humaner Umgang mit dem Thema gegenübergestellt.

Dieser wurde nur durch die mit dem Projekt empfohlene Inter-Disziplinarität der Planer ermöglicht. Als Haupt-Disziplinen wurden neben dem Städtebau die Landschaftsarchitektur, die Kunst, die Beleuchtung und die Firmen-Identität definiert. Entsprechende Exponenten waren neben dem Städtebauer Vittorio Magnago Lampugnani der Landschaftsarchitekt Peter Walker, der Kunstkurator Harald Szeemann, der Lichtplaner Andreas Schulz und der Designer Alan Fletcher. Später wurden die Funktion von Harald Szeemann durch Jacqueline Burckhardt und diejenige von Alan Fletcher durch Michael Rock übernommen. In dieser, unter der Novartis-Schirmherrschaft kuratierten Konstellation, wurden alle für das Projekt übergeordneten und relevanten Strategien besprochen. Diese Art der Zusammenarbeit erlaubte es an verschiedenen Themen zu überraschenden Resultaten zu gelangen. So auch bei der Frage des Zauns.

Dem herkömmlich, als teilendes Bauelement konzipierten Zaunes wur-

de die Erwartung eines verbindenden Elementes auferlegt; so wurde die Wonderwall geboren. Eine von Figuren gekennzeichnete Oberfläche, die in verschiedenen Farben den Arealzaun im Bereich des Kindergartens darstellt. Anstelle eines typischen Maschendrahtes oder einer abweisenden Betonmauer entstand ein spielerisches Element. Setzt man sich etwas näher damit auseinander stellt man fest, dass es nicht nur eine Attraktion für Kinder, sondern auch für Erwachsene, ist. Sonntags kann auf öffentlichem Gelände um den Campus herum spaziert werden ohne einem Gefühl der Trennung ausgestellt zu sein. Die Wonderwall wird zu einer Geschichten erzählenden Attraktion. Da es sich auch dort befindet, wo dahinter der Novartis Campus Kindergarten realisiert wurde, ist es auch ein klares Statement zur Jugend und damit zu unserer Zukunft.

Ein zweites, interessantes Beispiel ist der quasi inexistente Zaun im Bereich zwischen dem Campus und dem öffentlichen Bereich der Rheinpromenade, geplant in einer Zusammenarbeit zwischen den für den Campus Park verantwortlichen Landschaftsarchitekten Günther Vogt und Gustafson Porter und dem für die öffentliche Rheinpromenade ver-



antwortlichen Landschaftsarchitekten Guido Hager. An dieser Stelle wurde erreicht, unter Beibehaltung des Prinzips des verbindenden und nicht trennenden Zaunes, auf einen formellen Zaun ganz zu verzichten. Durch eine das Gesamtprojekt determinierende Bearbeitung der Topographie erreichte man, anstatt eines Zaunes, einen sehr attraktiven Höhengraben zu realisieren. Dabei wurden mit Stein verkleidete, dem Vorbild der Pfalz folgende Mauern realisiert, welche eine natürliche Trennung zwischen privat und öffentlich erlauben. Gerade an dieser Stelle, an der jahrzehntelang von Bunkern besetzten, öffentlichen Promenade, erhält das Element Zaun eine starke Bedeutung. Der Zaun, in Form einer Mauer, wird zum Bindeglied zwischen Stadt und Rhein, zwischen privater Industrie und öffentlichem Raum.

Aus diesen beiden Beispielen lernen kann man, dass heutzutage eine gute Technokratie zwar notwendig und willkommen ist. Diese allerdings als Garant für erfolgreiche Projekte anzunehmen, ist zu wenig ambitioniert. Eine gute Technik, sowie gute Techniker, sind zwar notwendig für unsere Gesellschaft. Wege zu neuen Lösungen führen aber über einen

humanistischen Weg. Der Campus in Basel kann trotz seiner physischen Abgrenzung öffentlicher als viele öffentliche Orte betrachtet werden. Der Schlüssel dazu waren humanistische Sichtweisen auf herkömmliche Fragen.

Die Kraft heutiger Baumeister

Bauliche Transparenz und Kommunikation scheinen seit der Moderne ein untrennbares Paar zu bilden. Spätestens seit dem schwarzen Montag, dem 19. Oktober 1987, dem ersten, skandalträchtigen Börsenkrach nach dem Zweiten Weltkrieg, sollte es aber klar sein, dass Glasfassaden zwar durchsichtig sind, aber mit Transparenz und Offenheit in der Kommunikation ziemlich wenig gemeinsam haben. Damals krachten nicht nur die Aktienwerte, sondern auch von Glas repräsentierte Symbole der Transparenz. Dasselbe hat Gültigkeit für die hoch gepriesenen, offenen Arbeitsumgebungen. Arbeits-Landschaften sind zwar offen, ob darin allerdings wirklich transparent kommuniziert wird, sei dahingestellt.

Eine zweite Realität, mit der heute unabhängig der Tätigkeit und des Ar-



Abb. 54:
Treppe im Gebäude Forum 3 Novartis Campus , Basel, Diener & Diener Architekten mit Helmut Federle, und Gerald Wiederin 2005



Abb. 55:
Treppe im Gebäude Forum 3 Novartis Campus , Basel, Diener & Diener Architekten mit Helmut Federle, und Gerald Wiederin 2005

beitsplatzes umzugehen ist, ist die Tatsache, dass Erfolg nicht mehr viel mit Heldentum, sondern mit Zusammenarbeit zu tun hat. Und so wie gute Ideen nicht ausschließlich nur in einem Kopf entstehen, scheint man sich darüber einig zu sein, dass sich gute Ideen nicht ausschließlich am Arbeitstisch entfalten. Nur, wo entstehen sie denn?

Ein gängiges Phänomen in der Arbeitswelt ist die Entstehung der Work-Life-Balance. Aus der Vernunft heraus beurteilt, scheint dies eigentlich eine Absurdität zu sein, denn böse Stimmen könnten daraus schließen, dass unsere Arbeit nicht mehr Teil unseres Lebens ist. Aus der Hoffnung, dass bessere Arbeit auch besseres Leben bedeutet, ist die Work-Life-Balance jedoch sinnvoll, hat doch die Verbindung von Leben und Arbeiten eine fundamentale Bedeutung für unsere Gesellschaft.

Seit selbst die regimentiertesten Unternehmen dieser Fragestellung Gehör verleihen, scheint es ein reales Bedürfnis der Mitarbeitenden zu sein, in einem Gleichgewicht zu leben. Man ist also gut beraten, das Thema ernst zu nehmen, will man Kreativität und Produktivität nicht untergraben. So wäre eine Herangehensweise an die Fragestellung der perfekten,

offenen Arbeitswelt diejenige, einer allumfassenden Konzeption. Die Arbeitswelt ist nicht mehr nur auf die Präsenz am Arbeitsplatz und auf den Arbeitsort zu reduzieren.

Vor diesem Hintergrund entstand im Novartis Campus der Grundsatz, dass der gesamte Campus ein Ort des Arbeitens sein kann. Weit davon entfernt ist die Vorstellung eines pausenlosen Arbeitens, denn Pausen sind notwendig. Sehr wohl damit beabsichtigt ist allerdings, dass ein unerwartetes und informelles Gespräch in einem Park und kurz vor dem nach Hause gehen eine interessante Idee mit freiwilligen Überstunden auslösen kann, die einem nicht nur nach Hause verfolgt, sondern zu einer erfolgreichen Präsentation vor dem an Formalität nicht zu überbietenden Aufsichtsrat führen kann.

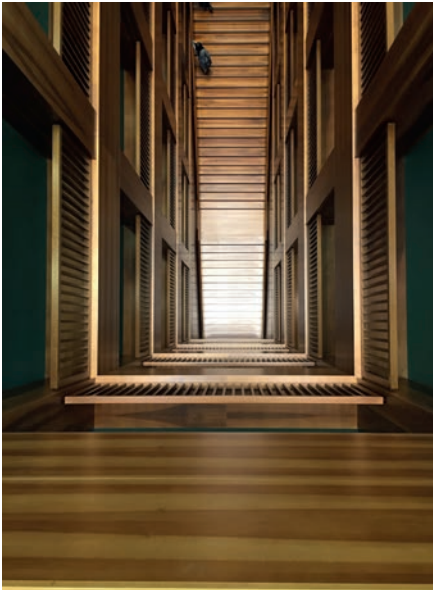
Die auf den ersten Blick luxusartigen, sogenannten informellen Arbeitsumgebungen, und dazu zählen Zirkulationszonen und Außenräume auf dem Novartis Campus, sind demnach nicht ein von Liebhaberei getriebener Auswuchs. Sie sind auch nicht ein von individualistischem Fetischis-

mus charakterisierter Stil. Sie sind der Ausdruck des Glaubens, dass eine offene Haltung gegenüber den Problemen, denen wir täglich exponiert sind, auf unterschiedliche Weise begegnet werden kann. Und dies lässt sich beim besten Willen nicht nur auf bauliche Transparenz reduzieren.

Ein damit zusammenhängendes, wichtiges Element scheint zu sein, dass der Druck auf den Mitarbeitenden kreativitätshemmend wirkt. Nicht nur die Peripatetiker hatten einen fundamentalen, an die Kraft des Laufens gebundenen Glauben für den Denkprozess. Auch Nietzsche wollte keinem Gedanken Glauben schenken, der nicht im Laufen und bei freier Bewegung entstand. Nun scheinen Forscher wissenschaftlich belegt zu haben, was unsere Ahnen jahrhundertlang erfolgreich praktiziert haben. Dass es nämlich zwischen dem Vorgang des Laufens und dem Erneuerungsprozess der Hirnzellen, und damit des Denkprozesses an sich, einen direkten Zusammenhang gibt. Allerdings passiert dies offenbar nur unter einer Bedingung, nämlich derjenigen des freiwilligen Laufens. Scheint dies nicht auch unsere Vermutung zu belegen, dass ein Aufzug nicht nur ein Verbindungsmodul ist und dass eine Treppe nicht nur im Fluchtfall nützlich wird? Aus diesem Grund sind informelle Arbeitsumgebungen,

und im speziellen Verkehrszonen, nicht einfach nur Verkehrszonen. Speziell vertikale Verbindung zwischen den Geschossen sind Ideen-Katalysatoren, die zwar regelrecht, aber nicht nur anhand von Regelwerken zu dimensionieren sind.

An der Ausbildung dieser informellen Orte, und nicht des auf den Computer limitierten, individuellen Arbeitsplatz, manifestiert sich die wirkliche Qualität einer Arbeitsumgebung. Wie zum Beispiel im Gebäude von Roger Diener, wo die Obergeschosse untereinander mit einer handwerklichen Meisterleistung verbunden sind. Die komplett aus Holz erstellte, ovale Treppe ist nicht nur eine Spitzenleistung der Fertigung, sondern auch eine der Konzeption. Trotz ihrer limitierten Dimension nimmt sie den gesamten Geschoss-Grundriss visuell so ein, dass die vertikale Verbindung stets präsent und selbstverständlich ist. Die Breite der Treppe ist so dimensioniert, dass Leute gut nebeneinander hoch und runter laufen können, ohne ihre Diskussionen zu unterbrechen. Und die Aussicht und Lichtsituation ist derart, dass sich jeder Arbeitsplatz eine Scheibe davon abschneiden könnte.



Noch beispielhafter thematisiert wird der Verkehrsweg im Projekt Fabrikstrasse 12 von Vittorio Magnago Lampugnani. Hier konstituiert sich das gesamte Gebäude als Treppenraum. Dabei ist es offensichtlich, dass die Treppe nicht nur eine vertikale Verbindung zwischen Erdgeschoss und Obergeschossen ist, sondern zwischen den Arbeitsplätzen selbst. Sitzungsräume sind so angeordnet, dass sie nicht nur Sitzungsorte sind, sondern Teil der Arbeitsumgebung werden. Kaffeezonen sind nicht abgeschieden Zonen wo man nur Kaffee trinkt, sondern Orte der Begegnung, auch ohne Kaffee. Und die Gruppen sind nicht das Resultat der pro Geschoss zur Verfügung stehenden m²-Flächen, sondern der notwendigen Zusammenarbeit. So entsteht um das einfache Bauelement Treppe herum eine Varietät an Angeboten, die der Komplexität der Arbeitstätigkeit gerecht werden kann. Mitarbeitende brauchen Orte der Offenheit wie auch Orte des Rückzuges. Sie brauchen Licht wie auch Schatten. Und sie brauchen Kommunikation wie auch Konzentration.

Gute Arbeitsumgebungen schaffen gute Mitarbeiter und gute Mitarbeiter schaffen andere, wiederum gute Mitarbeiter. Arbeitsumgebungen können zwar standardisiert werden, man muss sich aber darüber im

Klaren sein, dass damit auch die Mitarbeitenden und Ihre Handlungen, und somit auch Ihre Ideen, standardisiert werden. Wir müssen diese Orte denken, entwerfen und konstruieren und nicht nur berechnen, zeichnen und bauen.

Architekten

Leider, oder vielleicht auch zum Glück, ist es selten so, dass diejenigen Bauten die Zeit überleben, von denen man es am ehesten erwartet. Und nicht selten ist es auch so, dass sich die Überlebenskraft einer Architektur a posteriori manifestiert. Doch ganz unvorhersehbar ist auch dieses Phänomen nicht. Die Geschichte hat gezeigt, dass Überleben von Architektur davon abhängig ist, ob diese akzeptiert, menschlich und nachhaltig ist. Eine gute Technik, eine bewusste Ökonomie und ein straffes Zeitmanagement sind zwar Bedingungen für gute Projekte. Sie sind aber weit davon entfernt, ein Garant für gute Architektur und Wohlbefinden ihrer Bewohner zu sein. Gute Architekten sind nicht nur gute Planer und Rechner. Sie sind auch gute Städtebauer, Humanisten und Baumeister.

Abb. 56:
(links) Treppe im Gebäude
Fabrikstraße 12, Novartis
Campus Basel, Vittorio Magnago
Lampugnani, 2008

Abb. 57:
(links mitte) Treppe im Gebäude
Fabrikstraße 12, Novartis
Campus Basel, Vittorio Magnago
Lampugnani, 2008

Abb. 58:
(rechts) Gio Ponti, die Disziplinen
des Architekten



Was in der Musik eine Selbstverständlichkeit ist, dass nämlich die besten Musiker auch einen besten Chor ausmachen, scheint in der Architektur abhanden gekommen zu sein. Das mag, muss aber nicht mit dem gängigen Egozentrismus der einzelnen Architekten zusammenhängen. Was in der Musik der Dirigent selbstverständlich bewerkstelligt, ist in der Architektur zu einem Manko verkommen. Die Fähigkeit, die eigene Autorschaft zugunsten eines Prinzips der Einheit zurückzunehmen, ist sehr rar gesät. Wer ist denn heute noch gewillt, die eigene Handschrift in den Dienst einer verbindenden Kraft zu setzen? Und wer ist denn heute noch bereit, zugunsten einer Kontinuität der Bebauung, das Werk eines Vorgängers voranzutreiben? Wer ist denn diese Verbindende Kraft überhaupt noch und wer möchte sich der anscheinend undankbaren Funktion des Dirigenten widmen?

So wie früher, braucht es auch heute Generationen-Übergreifende Zusammenarbeiten, will man dem individualistischen Sammelsurium des Architekturmarktes standhalten. Selten war es in der Geschichte so, dass ursprüngliche Nutzungspläne den Veränderungen der Zeit standhalten

konnten. Nicht nur Firmen verändern ihr Tätigkeitsfeld, auch Städte. Im Gegensatz zur kurzfristig orientierten Wirtschaft aber hat der Städtebau auch eine generationenübergreifende Verantwortung. Der Novartis Campus verdankt seine Existenz der erfolgreichen Forschung vergangener Jahrzehnte, darüber hinweg sollte nichts täuschen. Es wird aber kaum so sein, dass er in hundert Jahren noch derselben Nutzung wie heute dienen wird. Auf diese Veränderungen ist er sehr gut vorbereitet. Die Weiterführung dieses Erbes ist aber davon abhängig, ob sich zukünftige Entscheidungsträger diesem Erbe widmen oder nicht.

Marco Serra